

«Ich bin der letzte Sozialist»

Beat Richner, Gründer und Leiter der Kantha-Bopha-Kinderspitäler in Kambodscha, kritisiert die staatliche Entwicklungshilfe. Aus ideologischen Gründen würden effiziente Projekte vernachlässigt. Das ständige Betteln um Spenden sei für ihn zu einer Falle geworden. *Von Philipp Gut*

Herr Richner, Sie kommen jedes Jahr nur wenige Tage in die Schweiz. Welchen Eindruck macht das Land auf Sie?

Ich komme hierher, um über Kantha Bopha zu informieren und Spenden zu sammeln durch meine Konzerte. Deshalb bin ich immer ein bisschen angespannt, Ferien sind das nicht. Aber es fiel mir auf, wie unglaublich freundlich die Leute sind. Schon im Flugzeug wurde ich begrüsst, der Zöllner grüsste mich ...

Weil man Sie kennt?

Ja. Weil man mich kennt und weil man meine Projekte kennt, durch alle Schichten hindurch. Das ist mir noch nie so aufgefallen.

Wie geht es Ihren Spitälern? Es war von finanziellen Schwierigkeiten die Rede.

Glücklicherweise mussten wir noch nie aus Geldmangel Projekte abbauen. Wir sind heute in der glücklichen Lage, dass wir keine Patienten zurückweisen müssen. Die Spitäler in Siem Reap und Phnom Penh sind in den letzten Jahren um ein Mehrfaches gewachsen. Insgesamt haben wir heute 5 Spitäler und 2300 kambodschanische Mitarbeiter. Jeden Tag hospitalisieren wir 300 schwerstkranke Kinder, von denen die Mehrheit sonst keine Chance hätte zu überleben. Wir führen täglich 60 chirurgische Operationen und 50 Geburten durch.

Finden Sie in Kambodscha genügend qualifizierten medizinischen Nachwuchs?

Auch unsere Bemühungen im Ausbildungsbereich sind erfolgreich. Über die letzten drei Jahre haben wir Kurse mit achtzehn Spezialisten des Kinderspitäls Zürich durchgeführt. Unsere kambodschanischen Ärzte haben jetzt ein Niveau wie europäische Kinderärzte.

Sie sind ein hochprofessioneller Bettler, ständig auf der Suche nach Geld. Was lernt man dabei über die Leute, die geben oder eben nicht?

Über die Hälfte der Spenden sind Kleinspenden. Ich glaube, es wäre in keinem anderen Land der Welt möglich, dass so viele Leute Geld für ein Projekt lockermachen, das 10 000 Kilometer entfernt liegt. Interessant ist, dass die grössten Spenden vom Mittelstand kommen.

Nicht von den Reichen?

Natürlich kommen auch Spenden von vermögenden Leuten. Aus dem Mittelstand

spenden viele, die geerbt haben. Sie erhalten eines Tages eine grosse Summe und wollen sie nicht antasten, weil sie das Gefühl haben, das Geld gehöre nicht ihnen, sie hätten es nicht verdient. Dann suchen sie nach einer sinnvollen Möglichkeit, das Geld zu spenden – und stossen auf Kantha Bopha.

In Ihrem neuen Buch kritisieren Sie die staatliche Entwicklungshilfe scharf. Sie sprechen von «Borniertheit» der Deza. Was genau werfen Sie dem Bund vor?

Darf ich die Frage zuerst allgemeiner fassen? Es geht letztlich um die Verantwortung der Regierungen. Wieso engagieren wir uns in Kambodscha? Weil dort Krieg war, dreissig Jahre lang. Begonnen hat alles mit der Intervention der Amerikaner. Sie haben mit ihren Bomben zwei Drittel des Landes zerstört und eine halbe Million Menschen getötet. Dieser Krieg hat dann den Bürgerkrieg provoziert, welcher wiederum von China gesponsert wurde. Das Ganze artete aus in die Terrorherrschaft der Roten Khmer ab 1975.

«Man warf mir vor, ich betriebe eine Subversion des Gesundheitssystems.»

1969 war das öffentliche Gesundheitswesen in Kambodscha besser als in Singapur oder Malaysia. Als ich 1975 in Kambodscha war, gab es dort 953 Ärzte. Nach der Herrschaft von Pol Pot waren es noch 50.

Wenn ich Sie richtig verstehe, wollen Sie die Staaten in die Verantwortung nehmen.

Schauen Sie: Wir retten jeden Tag 200 Menschenleben – dank privaten Geldern. Kinder zu retten, sollte doch keine Privatangelegenheit sein! Die internationale Gemeinschaft steht in der Verantwortung, besonders da das Unheil von aussen über das Land kam. Warum zahlen sie nicht? Sind vielleicht gewisse Kreise an einer hohen Mortalitätsrate der kambodschanischen Kinder interessiert? Als ich kürzlich mit der chinesischen Botschafterin darüber diskutierte, meinte sie, das sei eine gefährliche Frage. Ich solle besser mein Cello sprechen lassen.

Das Cello, das das Herz anspricht und keine kritischen Fragen stellen kann?

Ja. Aber dennoch steht die Frage im Raum. Die Uno schaute dem Genozid in Kambodscha zu. Vietnam stand bei der Schweizer Entwicklungshilfe lange Zeit auf der Priori-

tätenliste, und Vietnam ist an einer Ausdünnung der kambodschanischen Bevölkerung interessiert. Bereits besiedeln Vietnamesen die östlichen Provinzen Kambodschas. In Thailand sagt ein Vater zu seinem Kind, wenn es sich schlecht benimmt: «Wenn du weiter so blöd tust, wirst du im nächsten Leben ein Kambodschaner.» Es besteht einfach kein Interesse daran, kambodschanische Kinder zu retten.

In Bern wirft man Ihnen vor, Sie betrieben eine «Luxusmedizin».

Das ist Unsinn. Es ist nachgewiesen, dass wir mit tiefen Kosten höchste Heilungsraten erreichen. Wir haben eine Mortalitätsrate von 0,5 Prozent, und nur eine von 14 000 Müttern stirbt bei der Geburt.

Probleme gibt es offenbar bei der Zusammenarbeit mit der kambodschanischen Regierung. Ex-Deza-Chef Fust forderte, dass Sie einen Vertrag mit der Regierung abschliessen, was Sie ablehnten. Warum?

Dazu muss ich zuerst sagen, dass es keine andere NGO in Kambodscha gibt, die so stark mit dem kambodschanischen Staat zusammenarbeitet wie wir. Wir bekommen ja auch vom Premierminister jährlich zwei Millionen Dollar an Beiträgen. Er zahlt sie nicht via Ministerium, sondern direkt aus seiner Kasse. Er kennt die Mechanismen des Staates genau. Wenn der Gesundheitsdirektor einer Provinz vom nationalen Gesundheitsministerium 500 000 Dollar für ein Projekt bekommt, muss er die Hälfte davon unter der Hand dem Gesundheitsminister zurückgeben. Tut er das nicht, verliert er seinen Job. Zwischen dem Gesundheitsdirektor einer Provinz und den Distrikten läuft es genau gleich ab, auch da gilt diese Fünfzig-Prozent-Regel.

Wie viel kommt dann noch am Ziel an?

Zehn Prozent. Neunzig Prozent versickern im Apparat. Deshalb kann man mit einem solchen Staat keine Verträge abschliessen. Ich wäre noch so froh, wenn unsere Spitäler staatlich geführt werden könnten, aber diesen Staat, der das könnte, gibt es nicht.

Ist das nicht ein Grundproblem der Entwicklungshilfe? Man müsste mit den lokalen Behörden zusammenarbeiten, aber die sind vielfach korrupt bis in die Knochen.

Zu Beginn stellte der Staat mein gesamtes Personal. Erst 1995 begann ich, selber Leute einzustellen, weil diejenigen, die ich vom Staat bekam, einfach zu schlecht waren. Dar-



«Ehrlich gesagt, hadere ich schon manchmal mit meinem Schicksal»: Kinderarzt und Künstler Beat Richner.

auf erhielt ich einen dicken Brief von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) und vom kambodschanischen Gesundheitsministerium. Man warf mir vor, ich würde einen Staat im Staat aufbauen und betriebe eine Subversion des Gesundheitssystems. Man behauptete, ich sei ein Diktator und kaufte die Leute – nur weil ich korrekte Saläre bezahlte. Schliesslich schritt der König ein und erlaubte uns per Dekret, die Angestellten selber auszuwählen.

Wie muss man sich das Funktionieren des staatlichen Gesundheitssystems konkret vorstellen?

Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Seit vier Jahren versuche ich, für 850 medizinische Mitarbeiter die sogenannte *yellow card* zu bekommen. Mit der *yellow card* erhält man den Status eines Funktionärs, was viele Vorteile mit sich bringt. Der Antrag wurde abgelehnt. Und was machen die staatlichen Ärzte, die den Status von Funktionären haben? Die Leute im Ministerium und von der medizinischen Fakultät betreiben alle nebenbei eine Privatklinik. Ein Chefarzt eines öffentlichen Spitals ist vielleicht dreissig Minuten am Tag in seinem Spital, den Rest der Zeit verbringt er in seiner Privatpraxis. Alle Gaben, die sie bekommen, all die Geräte, die ihnen die Amerikaner und die Europäer zur Verfügung stellen, ziehen sie ab in ihre Privatkliniken für die Reichen. Sie unterwandern und zerstören ihr eigenes öffentliches Gesundheitssystem.

Offiziell ist die Regierung in Kambodscha ja kommunistisch.

In der Praxis ist das ein hochkapitalistisches System. Die Armen werden diskriminiert. Man sagt immer, die Kindersterblichkeit in der Dritten Welt sei wegen der Armut so hoch. Aber das stimmt nicht! Wir haben eine Kindersterblichkeit von nur 0,5 Prozent. Das Problem ist nicht die Armut, sondern die Diskriminierung der Armen. Und der Hauptgrund dieser Diskriminierung ist die Korruption des Staates. Manchmal habe ich das Gefühl, ich sei der letzte überlebende Sozialist in Kambodscha. Die heutige Regierung ist eine Marionettenregierung Vietnams. Der Premierminister kann keinen wichtigen Zug machen ohne die Zustimmung Hanois. In Vietnam hat man kein Interesse daran, die Korruption in Kambodscha zu bekämpfen. China und Vietnam wollen nur, dass es hier ruhig ist und sie ihre geopolitischen Interessen durchsetzen können. Das Gleiche gilt übrigens für die Amerikaner, die sind auch nicht besser.

Sie schreiben sehr kritisch über die WHO. Diese habe «eine grosse Schuld auf sich geladen». Wie kommen Sie zu diesem Urteil?

Das Credo der WHO ist immer noch, dass der Patient selber bezahlen soll. Aber wenn

Beat Richner

Beat Richner, ebenso bekannt unter seinem Künstlernamen Beatocello, hat sein Leben vollständig der Gesundheit kambodschanischer Kinder verschrieben. In der Hauptstadt Phnom Penh sowie in Siem Reap, dem Zentrum der mittelalterlichen Khmer-Kultur mit ihren grandiosen Tempelanlagen, führt er insgesamt fünf Kinderspitäler. Damit deckt er 85 Prozent der medizinischen Versorgung von Kindern im Land ab. Richner ist Chefarzt, operativer Leiter, Finanzminister und Hüterwart in Personalunion. Die Spitäler werden durch Spenden finanziert, die Auftritte als Cellist und poetischer Clown sind Varianten seines hochprofessionellen Bettlertums. Richner studierte Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre in Zürich, wo er die Studentenunruhen miterlebte. Als Präsident der Gesamtstudentenschaft wehrte er sich gegen die revolutionäre Linke. In seinem Buch («Ambassador») kritisiert er die staatliche Entwicklungshilfe und die Uno scharf. Obwohl er die Schweiz vermisst, will Richner erst zurückkehren, wenn der Fortbestand seines Lebenswerks langfristig gesichert ist. (*gut*)

kein Geld da ist, kann man nicht bezahlen, dann ist man von jeglicher Gesundheitsversorgung abgeschnitten. Die Deza hat uns einmal die Beiträge verweigert, weil wir von den Patienten kein Geld nehmen. Stellen Sie sich das einmal vor! Ein durchschnittlicher Kambodschaner verdient einen halben Dollar pro Tag. Selbst die Minister in Phnom Penh haben keine Ahnung, wie arm die Leute in ihrem Land sind. Sie hocken in ihren Ministerien in ihrer abgeschotteten Welt und gehen sonntags auf den Golfplatz.

Die Uno vertritt die Ansicht, dass das Gesundheitssystem eines Landes seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten entsprechen soll.

Das ist blanker Zynismus. Selbst die Deza warf mir vor, Bedürfnisse geschaffen zu haben, die vorher nicht existierten. Früher sind einfach alle gestorben. Solche Ansichten sind mörderisch. Dahinter steht die alte fundamentalistische Idee der Linken, wie sie ein Mao vertrat: Nur wenn es den Leuten schlechtgeht, wagen sie eines Tages die Revolution. Für sich selber hatten die Parteilobben natürlich stets die besten Ärzte, die in Boston ausgebildet wurden.

Sie vermuten maoistisches Gedankengut in der WHO?

Ich würde sagen, die WHO ist die letzte marxistisch-leninistische Bastion der Welt, allerdings erfolgreich korrumpiert durch die Pharmaindustrie.

In der Entwicklungshilfe werden enorme Beträge verschoben, der Nutzen bleibt fraglich. Wäre Ihr Konzept exportierbar?

Selbstverständlich. Allein mit dem Budget der Deza könnte man ganz Afrika mit Spitälern abdecken, wie wir sie in Kambodscha führen. Wir versorgen 85 Prozent der Kinder in einem Land mit 14 Millionen Einwohnern. Seit 2004 haben wir jährlich rund 33 Millionen Dollar ausgegeben. Die Deza verfügt über ein Jahresbudget von 1,5 Milliarden Franken. Man rechne!

Sie attackieren auch Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP). Warum?

Ich war enttäuscht, dass sie sich lange Zeit weigerte, die Bundesbeiträge an uns zu erhöhen. Ich verstehe einfach nicht, wieso man so viel Geld in ineffiziente Projekte investiert. Frau Bundesrätin Calmy-Rey hat unsere Spitäler selber gesehen, sie ist von den Resultaten überzeugt. Kürzlich hat sie nun, gegen den Willen der Deza, der SP und der FDP, die in der Aussenpolitischen Kommission geschlossen gegen eine Erhöhung votierten, den Beitrag wenigstens um eine Million Franken erhöht. Was ich ihr sehr hoch anrechne.

Gibt es Vorbehalte, weil Ihre Spitäler einer privaten Initiative entsprungen?

Ich weiss es nicht. Sicher ist: Wir sind aus dem ausgeschert, was normalerweise an medizinischer Hilfe für die arme Welt vorgesehen ist. Für mich war von Anfang an klar, dass wir die Kinder in Kantha Bopha so behandeln wie in der Schweiz. Kind ist Kind. Mutter ist Mutter. Wenn ich in die Schweiz komme, zerreisst es mir fast das Herz, wenn ich sehe, wie schön die Kleinen hier angezogen sind. Das soll natürlich auch so sein. Aber es ist eine Art Apartheid. In Kambodscha halten wir mit unseren Spitälern einen passiven Genozid auf.

Das Land hat auch «aktive» Genozide erlebt. Wie präsent sind die Folgen der Terrorherrschaft der Roten Khmer noch?

Enorm präsent. Die Elite wurde damals ausstrahlt. Noch heute fehlt eine Grunderziehung in der Bevölkerung. Es gibt viele Leute im Alter von vierzig Jahren, die nie eine Schule besucht haben. Es ist ein Wunder, dass auf diesem Boden unsere Spitäler so gut laufen, dass die Disziplin da ist. Bei uns kommt jeder an den Rapport, im Unispital Zürich ist es vielleicht die Hälfte.

Im Westen gab es unter den Linken grosse Sympathien für die Steinzeitkommunisten. Daniel Cohn-Bendit, heute Vorsitzender der Grünen im Europaparlament, bezeichnete die Roten Khmer als seine Vorbilder.

Ja, und zwar in den achtziger Jahren, als der Völkermord schon stattgefunden hatte. Ich habe das damals im Fernsehen gesehen, es war ein Interview im ORF. Der Moderator fragte Cohn-Bendit nach seinen Vorbildern,

und er nannte die Roten Khmer. Der Fernsehmann konnte es kaum glauben und vermutlich viele Zuschauer auch nicht. Cohn-Bendit brachte dieselben Argumente vor, wie sie von den Anwälten der Roten Khmer im Prozess gebraucht wurden, der kürzlich stattfand. Die Gräueltaten seien Folgen «technischer Fehler» und «mangelnder Erfahrung» gewesen. Die Wahrheit ist: Die Roten Khmer sind bewusst und planvoll vorgegangen, sie haben die Idee der Kulturrevolution ad absurdum geführt.

Gab es auch Beifall aus der Schweiz?

Ich erinnere mich an eine Kundgebung in Genf, bei der die «Befreiung des kambodschanischen Volkes» gefeiert wurde. Das Plakat, mit dem zur Manifestation aufgerufen wurde, ist heute noch im IKRK-Museum zu sehen. Es nähme mich wunder, wer alles mitmarschierte.

Wie erklären Sie sich diese Verblendung?

Das Credo der Linken war, dass man die bestehenden Strukturen zerstören müsse. Erst dann sei man «objektiv» genug, um die neue Gesellschaft aufzubauen. Und genau das haben die Roten Khmer in die Tat umgesetzt. Dieses Tabula-rasa-Denken war weit verbreitet. Ich wurde im Dezember 1969 als Präsident der Gesamtstudentenschaft abgewählt, weil ich mich beim Kantons- und beim Regierungsrat für den Bau der Uni Irchel eingesetzt hatte. Die linken Studenten waren der Meinung, es brauche keine neue Universität, diese sei eine «Stütze des Systems».

Sie wandten sich gegen die politisierte linke «Einheits-Studentenpartei».

Wir wollten verhindern, dass in der Schweiz dasselbe passiert wie in Berlin, wo die Studentenschaft praktisch zur KP wurde. In einer Abstimmung unter den Studenten

setzte sich unser Kurs mit grosser Mehrheit durch.

Ist denn das Bild falsch, dass praktisch alle Studenten 68er und Linke waren?

Absolut falsch!

Als Präsident der Gesamtstudentenschaft provozierten Sie bei einer Rede im Fraumünster einen kleinen Skandal.

Das war bei einer Gedenkveranstaltung zum Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei 1968. Ich sagte, das Übel habe schon viel früher begonnen, beim kommunistischen Umsturz 1948, getragen unter anderen von den Studenten, und warnte davor, die gleichen Fehler zu wiederholen. Darauf liefen alle Linken hinaus. Wer sich gegen die Militanz und die totalitären Ansprüche der revolutionären Studentenschaft wandte, wurde als «Rechter» verschrien. Natürlich gab es unter den Linken auch gute Typen, richtige Idealisten. Aber zwei Dinge machten mir Angst: der totalitäre Anspruch und die Intoleranz.

Ihre Biografie zeigt es: Sie sind definitiv kein Linker. Liegt darin vielleicht der tiefere Grund, weshalb Sie in der linkslastigen Entwicklungshelferszene angefeindet werden?

Nein, das glaube ich nicht, ich habe ja auch viele Verehrer unter den Linken. Jean Ziegler verehrt mich. Die frühere deutsche Entwicklungshilfeministerin, eine SPD-Frau, bot mir ihre Hilfe an. Blocher übrigens auch. Auch Luzi Stamm, dessen Vater ein bekannter Arzt war, unterstützt mich. Was wir machen, steht über der Politik. Vielleicht spielt manchmal der Neid mit. Kantha Bopha ist ein grosser Erfolg, ein Vorzeigemodell für die ganze Region. Das weckt halt auch ungeschöne Gefühle bei Leuten, die sich bemühen, aber bei denen nichts herauskommt. Das ist doch nur menschlich.

Faszinierend an Kambodscha bleibt der Kontrast der heutigen Situation zur Hochkultur der Khmer. Angkor war eine der grössten und bestentwickelten Städte der Welt. Warum ist dieses Reich untergegangen?

Ich weiss es nicht, es gibt mehrere Theorien. Ich glaube, dass das Wasser eine wichtige Rolle spielte. Die Khmer hatten ein extrem komplexes Bewässerungssystem. Damals gab es drei Reisernten im Jahr, was man heute nicht mehr erreicht. Vielleicht gab es zu wenig Regen, oder die Bewässerungssysteme wurden vernachlässigt. Wenn man heute die Tempel besucht, sieht man, wie die Baumwurzeln die Bauten umfassen, wie diese langsam im Dschungel versinken. Irgendwann geht wahrscheinlich jede Kultur unter.

Ist die gloriose Vergangenheit der Khmer noch im Bewusstsein der Kambodschaner?

Mehr im buddhistisch-religiösen Verständnis. König Jayavarman VII. ist eine Integrationsfigur für alle Kambodschaner. Er regierte vor 800 Jahren und wird heute

als Gott-König verehrt. Sein Name darf beispielsweise nicht für Werbezwecke oder für Gebrauchsartikel verwendet werden. Auch ein Hotel oder Restaurant darf nicht Jayavarman heissen. Als wir das neue Spital in Siem Reap eröffneten, fragte ich den König, ob wir das Spital Jayavarman VII nennen dürfen. Die Ausnahme wurde uns gestattet. Auf dem Portal des Spitals sitzt nun ein vier Tonnen schwerer Kopf des Jayavarman, der mit seinem Lächeln alle Besucher begrüsst und verabschiedet.

In Ihrem Buch nennen Sie sich einen «Gefangenen meines Gewissens», das Helfen sei eine Art Zwang.

Ja, ich bin in einer Falle.

Heisst das, Sie haben genug vom Ganzen?

Ehrlich gesagt, hadere ich schon manchmal mit meinem Schicksal. Die medizinische Arbeit interessiert mich immer noch wie eh und je, ich mache jeden Tag Visite und bin bei allen Rapporten dabei. Auch der Kontakt mit den Studenten und den Ärzten ist etwas Konstruktives und Kreatives. Aber daneben gibt es auch viele Dämpfer. Diese ganzen disziplinarischen Dinge. Ich bin nicht nur Arzt, sondern auch Hüttenwart und Aufpasser. Darüber schwebt ständig das Damoklesschwert der Finanzen. Wir haben das Geld nur immer sechs Monate im Voraus, was einen permanenten Druck erzeugt.

Sie berichten von Heimweh nach dem Zürichberg. Was vermissen Sie besonders?

Dass man ohne Aufwand eine Tageszeitung kaufen kann. Oder in Buchhandlungen gehen. Oder mit jemandem *Züritüütsch* reden, all diese kleinen Dinge. Je älter man wird, umso stärker vermisst man sie.

Werden Sie irgendwann sagen: «Jetzt reicht's, ich gehe zurück»?

Ich verlasse das Land erst, wenn das Projekt unter kambodschanischer Führung funktioniert und der Geldfluss nachhaltig gesichert ist.

Eigentlich müssten Sie einen Nachfolger aufbauen.

Haben wir, haben wir! Auf der medizinisch-operativen Seite wäre die Nachfolge kein Problem. Wir haben kambodschanische Ärzte, die das Spital problemlos weiterführen könnten. Das Problem sind die Finanzen. Die Leute in Kambodscha können für ihre Gesundheit nicht bezahlen. Die Regierung ist zu korrupt, und die Korruption wird von den umliegenden Staaten und den internationalen Organisationen toleriert, weil sie den politischen Interessen der Geberstaaten entspricht. Darum sagte die chinesische Botschafterin, ich solle besser Cello spielen als den Mund aufmachen.

Beat Richner: Ambassador. Zwischen Leben und Überleben. Elster. 192 S., Fr. 36.–

www.beat-richner.ch

Spenden: Dr. Beat Richner, PC 80-60699-1

Lieber Philipp Gut

Geschmack ist Inlandchefsache.



Zuckerli Haus
BASLER ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.